

Selbstkonzepte:

- 1.) Carl Rogers phänomenologischer Ansatz (Klientenzentrierte Persönlichkeitstheorie): Individuen nehmen subjektiv und individuell ihre Umwelt und sich selbst wahr (Wahrnehmungsfeld) und richten dementsprechend ihr Verhalten aus. Diese Wahrnehmung muß nicht mit der objektiven Welt übereinstimmen. Das Selbst ist nach Rogers ein Teil des Wahrnehmungsfeldes, daß von der Person als „selbst“, „mein“, und „ich“ bezeichnet wird. Das Selbst ist durch Erfahrungen veränderbar, ein übergeordnetes Muster, das Selbstkonzept, bleibt aber bestehen. Das Selbst ist ein Erfahrungsschatz, auf das ein Individuum zurückgreifen kann, es sich also bewußt machen kann.
- 2.) Epstein (1973): „unter Selbstkonzepten jene Theorien zu verstehen, die eine Person über sich selbst hat.“

Fast allen Auffassungen gemeinsam ist die Vorstellung, dass das Selbstkonzept aktiv und eine vielgestaltiges Gebilde ist, sowie eine verhaltensleitende Funktion ausübt. Wesentliche Dimensionen des Selbstkonzeptes sind nach Groscheck:

- a) Selbstwert (Werthaftigkeit der eigenen Persönlichkeit)
- b) Selbstvertrauen (subjektiv vermeinte Fähigkeit zur Bewältigung von Anforderungen)
- c) Selbstsicherheit (Fähigkeit, in Relation zur Umwelt eigene Ansprüche zu stellen und zu verwirklichen)
- d) Selbstkontrolle (aktives Kontrollieren eigenen Verhaltens)
- e) Selbstintegrität (emotionale Integration)
- f) Selbstorientierung (im Sinne von Selbstaufmerksamkeit)

Ausserdem ist man der Meinung, dass jeweils situationsspezifisch passende Aspekte des Selbstkonzeptes zugänglich und bewusst werden (momentane Selbstkonzepte).

Der Begriff **Imagination** kann mit "Einbildungskraft oder Vorstellungsvermögen" übersetzt werden. Menschen besitzen die Fähigkeit, sich in ihrer Vorstellung in emotional besetzte Situationen wie z. B. solche mit stark belastenden Gefühle hineinzusetzen. Sie können diese Situation und die damit verbundenen Gefühle dann durch geeignete Vorstellungen verändern.

Eine vorgegebene Imagination ist zum Beispiel, innerlich an einen "Ort der Ruhe" zu gehen und sich diesen Ort vorzustellen. Eine weiteres Beispiel für Imagination ist eine angstbesetzte Situation und sich diese Situation in bildlicher Form vor Augen zu führen. Solche Übungen lassen sich am besten in einer entsprechenden Gruppe bzw. im Rahmen einer Einzelpsychotherapie durchführen.

**Katathymes Bilderleben** ist eine Imaginationstechnik (Tagtraumtechnik), welche die Vorstellungskraft der "bildnernden" Person anregt. In entspanntem Zustand stellt sich die Klientin/der Klient ein bestimmtes Motiv vor. Schon ist das Eintauchen in die eigene Innenwelt gelungen. Diese gilt es nun, mit allen Nuancen der Wahrnehmung aufzunehmen. Unter therapeutischer Anleitung steigen zu verschiedenen Motiven (z.B. "Wiese", "Bach", "Haus") vor dem inneren Auge Bilder auf. Mit der Zeit entstehen Szenen, können Erinnerungen und Gefühle auftauchen. In den Imaginationen bilden sich unbewußte Konflikte, bestehende Probleme, Wünsche und Phantasien symbolhaft ab. Dabei ergeben sich neue Möglichkeiten des Wahrnehmens, Fühlens oder Handelns und der Veränderung. Die Entdeckungsreise in die innere Bilderwelt hilft bisher unbekannt Zusammenhänge zu verstehen, aus gelernten Beschränkungen herauszuwachsen und innere Potentiale zu erschließen.

Diese Imaginationstechnik wurde [Creativ-dynamische Bildsynthese](#) genannt .

Inhaltlich geht es darum, den Patienten anzuleiten, die eigenen Selbstkonzepte zu imaginieren, zu integrieren und dann zu zeichnen. Diejenigen Selbstkonzepte werden in Gedanken vorgestellt, welche extrem sind in dem, was sie ausdrücken; wenn Verzweiflung, Angst und Depression oder Wut ausgeprägt mitbeteiligt ist oder ausgeprägte Eigenschaften sich zeigen. Ergänzend dazu werden im zweiten Schritt gegensätzliche Selbstkonzepte imaginiert, die den Gegenpol der Persönlichkeit bezeichnen. Im dritten Schritt werden Integrationsbilder entwickelt. Diese Bilder und die Arbeit daran haben offenbar heilenden Einfluß auf die weitere Persönlichkeitsentwicklung.

Erste Zwischenergebnisse sprechen für ein positives Ansprechen von Patienten mit funktionellen Störungen und mit neurotisch bedingter Angsterkrankung und Depression auf diese Technik, die einzeln für sich angewandt werden kann oder in Verbindung mit [tiefenpsychologischer Behandlung](#). Wird diese Imaginationstechnik im Rahmen von differenzierender imaginativer Wahrnehmung der Bilder von anderen Personen verwendet, so heißt sie [Creativ-dynamische Analyse](#).

### Bild 1



zu Bild 1:

Erstes Selbstkonzeptbild einer 23jährigen Patienten in akuter Krise. Die Figur drückt die Stimmungslage der Verzweiflung und Trauer aus, der Schnuller die Ebene der Objektbeziehungen, nämlich kleinkindhafte Abhängigkeit und Bedürftigkeit.

### Bild 2



zu Bild 2:

Zweites Selbstkonzeptbild derselben Patientin. Sie zeigt sich in hochmütiger Haltung und ohne Gesicht. Die Sonne deutet Hitze an, die roten Farben die Überhitzung. Der im Käfig gefangene Vogel verweist auf eigene Tendenzen, andere einzusperren und für sich zu reklamieren. Daneben verweist das Symbol auch auf eigenes Eingesperrt-Sein.

### Bild 3



zu Bild 3:

Integrationsbild der beiden ersten Bilder. Die junge Frau hat nun ein Gesicht, steht auf dem

Boden und hält einen (Kompetenz-)Schlüssel in der Hand. Der Vogel ist frei. Es ist das Bild einer gelungenen Wandlung.



**Bild 1**



zu Bild 1:

Erstes Selbstkonzeptbild einer 30jährigen jungen Frau. Seit vier Jahren litt sie an ausgeprägter Schmerzsymptomatik in beiden Beinen. Nach einem zusätzlichen traumatischen Ereignis trat Arbeitsunfähigkeit ein, die bei Therapiebeginn schon ein Jahr andauerte. Die Patientin drückt in diesem Bild die Ohnmacht aus und den schlimmen Schmerz, ihre Verzweiflung und das Gefühl des Dahinwelkens (Blume verliert Blätter). Der Körper sieht aus wie eine Hyazinthenzwiebel, die aus der Erde kommt.



zu Bild 2:

Zweites Selbstkonzeptbild derselben Patientin. Sehr selten war sie bisher richtig wütend und sehr selten handelte sie entschieden und setzte sich durch. In der Erinnerung fallen ihr Gefühle der Wut ein, des Zorns und des Aufbegehrens, des Impulses, zu zerstören.



zu Bild 3:

Integrationsbild der beiden ersten Bilder. Es ist der zweite, diesmal gelungene Versuch, Bild 1 und Bild 2 zu integrieren. Das Bild zeigt einen jungen Menschen, mehr Knabe als junge Frau, mit den Füßen fest am Boden stehend. Dieses neue Selbstkonzept drückt Energiereichtum aus. Sie fühlt sich: kraftvoll, stark, handlungsbereit.

Traditionelle Selbstkonzeptforschung:

William James (1890) hat ein verwickeltes System der Klassifikation entwickelt: das materielle, soziale und spirituelle Selbst. Diese deskriptiven Unterscheidungen haben wenig Forschung angeregt. Stattdessen hat man in der Folgezeit Vpn nach einzelnen Aspekten des („realen oder idealen“) Bildes von sich selbst gefragt und die Ergebnisse ganz verschiedener Fragebogen als Persönlichkeitskonstrukte angesehen. In zahllosen Untersuchungen hat man zwei Ziele verfolgt. Zum einen hat man, die erhobenen Selbstbilder mit vielerlei passend erscheinenden Verhaltensdaten korreliert. Dahinter steht die Annahme, daß die Komponenten des Selbstbildes Personkonstanten sind, die das Verhalten leiten. Zum Anderen hat man Komponenten des Selbstbildes durch gezielt vermittelte Erfahrungen wie Erfolg, Mißerfolg oder Therapie zu ändern versucht. Die Ergebnisse sind insgesamt mager geblieben. Einige Beispiele für Studien, die das Selbstbild mit Verhaltensdaten, die in der Leistungsmotivationsforschung üblich sind, korrelierten. Steiner (1957) stellte Beziehungen zwischen Anspruchsniveau und Selbstbild fest, sehr hohe Ziele korrelierten mit einem unsicheren und sehr niedrige Ziele mit einem pessimistischen Selbstkonzept. Shrauger und Sorman (1977) fanden Zusammenhänge zwischen

allgemeiner Selbstachtung und Ausdauer bei der Weiterbearbeitung von Anagramm-Aufgaben nach Misserfolg; Vpn mit geringer Selbstachtung zeigten weniger Ausdauer. Ein Beispiel für kurzfristige Zustandsänderungen des Selbstbildes bietet Diller (1954). Nach Erfolg wurde das Selbst in der eigenen Beurteilung aufgewertet, nach Misserfolg jedoch nicht abgewertet, nur mit Hilfe einer subtilen Methode fanden sich „unbewußte“ naive Reaktionen. Diggory (1966) hat als Nachwehen von Misserfolgserfahrungen sogar Selbstmordphantasien festgestellt. Wenn das Selbstbild Verhalten ändert und Verhaltensergebnisse das Selbstbild beeinflussen, stellt sich die Frage der Kausalrichtung. Sie stellte sich insbesondere für die zahlreich nachgewiesenen Zusammenhänge zwischen Verschiedenen Selbstkonzept-Maßen und Schulerfolg. So unbestreitbar sich eine wechselseitige Verursachung anbietet, man hat einer kausalen Asymmetrie entweder zugunsten des Selbstkonzepts oder der Schulleistung das Wort geredet. Auf beide Interpretationsmöglichkeiten hin haben Calsyn und Kenny (1977) eine fünfjährige Längsschnittstudie an jugendlichen Schülern analysiert. Sie fanden, dass eher die Schulleistungen das Selbstkonzept der Fähigkeit der Schüler und deren Wahrnehmung, wie andere ihre Fähigkeit einschätzen, beeinflusst, als dass die Fähigkeitseinschätzung durch die anderen zu einer Änderung des Selbstkonzepts der eigenen Fähigkeit und damit zur Änderung der Schulleistung führt. Ein solcher Kausalzusammenhang, der für „normale“ schulische Entwicklungsbedingungen gilt, schließt jedoch im Einzelfall eine Umkehrung nicht aus, wenn z. B. die Wahrnehmung einer geänderten Fähigkeitseinschätzung durch den Lehrer das Selbstkonzept der Fähigkeit beim Schüler ändert, zu vermehrter Anstrengung führt und schließlich die Schulleistung verbessert.

#### Die Dynamisierung von Selbst-Konzept-Variablen:

Einen neuen Anfang hat Epstein (1973) vorgeschlagen, indem er forderte, unter Selbstkonzepten jene Theorien zu verstehen, die eine Person über sich selbst hat. Ohne Zweifel ist das naiv-wissenschaftliche Selbstverständnis, das der einzelne von sich hat, weitaus dichter an den Phänomenen des Selbst als der persönlichkeitspsychologische Raster des Psychometrikers, dem alle Individuen gleichermaßen unterworfen werden. Die herkömmliche Selbstkonzeptforschung verstand sich nur als eine der „beiden Disziplinen der wissenschaftlichen Psychologie“. Sie war persönlichkeitspsychologisch und nicht experimentell-psychologisch orientiert, sie ging korrelationsstatistisch und nicht varianzanalytisch vor. Es hat sich die andere Disziplin durchgesetzt, indem der Einfluss inhaltlich präzise umschriebener Selbstkonzepte (sog. Selbstschemata) auf die Informationsverarbeitung, Affektregulation und Verhaltenssteuerung experimentell untersucht wird. Solche Selbstschemata sind generalisierte Niederschläge der Erfahrungen mit sich selbst und sollen selbstbezogene Informationen des jeweiligen Inhaltsbereichs organisieren und leiten. Am Anfang stand die Überwindung der herkömmlichen Vorstellung, dass das Selbst ein festgefügtes und generalisiertes Gebilde sei. Für einige Autoren sind Selbstkonzepte bloß einzelne Knoten in einem Netzwerkmodell des Gedächtnisses. Andere sehen im Selbst eine hierarchische Eigenschaftsstruktur. Wieder andere legen ein System von Selbstschemata zugrunde, wobei ein Schema eine doppelte Natur hat und zugleich Struktur und Prozess sein soll. Allen Auffassungen gemeinsam ist die Vorstellung, dass das Selbstkonzept aktiv ist und eine verhaltensleitende Funktion ausübt. So betrachtet kann man die neuere Selbstkonzeptforschung als den Versuch ansehen, motivationspsychologische Fragen in Form dynamischer und personalisierter

Prozesse zu beantworten. Die Arten von Selbstrepräsentationen werden nach vielerlei Gesichtspunkten unterschieden. Da gibt es zentrale und periphere Konzepte, tatsächliche, mögliche, erhoffte und gefürchtete. Die letzteren bezeichnen Markus und Nurius als „mögliche Selbst“. Sie haben Anreizcharakter, indem sie erwünschte oder unerwünschte Endzustände bildhaft vor Augen stellen. Die alte Unterscheidung zwischen dem realen und idealen Selbstbild fand ihre Fortsetzung in einer Differenzierung von Higgins, Klein und Straumann (1985) zwischen dem „realen“ Selbst, dem „idealen“ Selbst und dem „Sollte“-Selbst. Eine Diskrepanz zwischen je zweien dieser drei Repräsentationen des Selbst soll zu verschiedenen Arten des Unbehagens führen. So soll die Diskrepanz zwischen dem realen und dem idealen Selbst zu Depression, und zwischen dem realen und dem „Sollte“-Selbst zu Angst führen. Selbstkonzepte können sich auf die Vergangenheit, auf die Zukunft oder das Hier-und-Jetzt beziehen. Eine weitere Unterscheidung besteht zwischen positiven und negativen Repräsentationen. Die letzteren überwiegen in depressiven Personen. Negative Repräsentationen bei nicht-depressiven Personen sind, kaum erforscht. Viele gehen von der Vorstellung aus, dass jeweils situationsspezifisch passende Aspekte des Selbstkonzepts zugänglich und bewusst werden. Dabei wird nicht ausgeschlossen, dass es auch nicht-verbal kodierte Repräsentationen gibt, die vielleicht weil sie routinisiert sind, nicht mehr dem Bewusstsein zugänglich sind, ohne im eigentlichen Sinne verdrängt zu sein. Jedenfalls sind immer nur Teilaspekte des Selbstkonzepts zugänglich und gegeben. Man kann sie das momentane Selbstkonzept nennen. Zentrale Bestandteile des Selbstkonzepts sind wohl stets zugänglich. Was man früher als leichte Verformbarkeit ansah, kann man damit erklären, dass die Inhalte des momentanen Selbstkonzepts gewechselt haben. Bei einer derartig dynamisierten Vielgestaltigkeit des Selbstbegriffs kann es nicht verwundern, wenn es statt eines einheitlichen Theoriegebäudes eine Fülle von Minitheorien mit geringer Reichweite gibt. Gleichwohl bestehen einheitliche Trends in der Forschungsentwicklung. Sie beziehen sich auf die Informationsverarbeitung, die Affektregulation und auf motivationale Prozesse. Was diese Forschungen kennzeichnet, ist ihr kognitionspsychologischer Ansatz auf der Grundlage des Modells der Informationsverarbeitung. Die Informationsverarbeitung wird durch Bezüge zum Selbst in vielfältiger Weise beeinflusst. Es besteht eine erhöhte Aufnahmefähigkeit für selbstbezogene Stimuli. Si fand Bargh (1982) mit einer Aufgabe des beidohrigen Hörens (jedes Ohr empfängt eine andere Wortreihe, man muß sich auf die Wortreihe in einem Ohr konzentrieren), dass selbstrelevante Wörter im unbeachteten Ohr die Aufnahmetätigkeit störten, ohne dass man, wie nachträglich festzustellen war, die selbstrelevanten Wörter bemerkt hatte. Selbstrelevant sind sogar Buchstaben des eigenen Namens, wie Nuttin Jr. (1985) berichtete. Er legte Buchstabenpaare vor, von denen der eine Paaring aus Buchstaben des Vor- oder Nachnamens der Vp bestand. Die Vpn hatten so schnell wie möglich anzugeben, welchen der beiden Paarlinge sie bevorzugten. Sie gaben in der Regel die Buchstaben aus ihrem Namen an, ohne sich dessen bewusst zu sein. Stimuli, die mit dem eigenen Selbstkonzept übereinstimmen, werden effizienter verarbeitet. Markus (1977) hat Vpn danach aufgeteilt, ob sie sich eher als „unabhängig“ oder als „abhängig“ beurteilen und anschließend die Verarbeitung diesbezüglicher Informationen geprüft. Im Vergleich zu Vpn, die sich auf der Dimension „unabhängig vs. Abhängig“ nicht einem der beiden Pole zuordneten, sondern sich in der Mitte einstuften („mal so, mal so“), hatten die klar „Unabhängigen“ und „Abhängigen“ kürzere Latenzzeiten bei der Entscheidung, ob diesbezügliche Eigenschaftsbezeichnungen auf sie zutreffen, gaben dazu mehr konkrete Beispiele aus eigener Lebenserfahrung an, schätzten die Wahrscheinlichkeit entsprechender



Verhaltensweisen höher ein und waren weniger geneigt, „Textaussagen“ zu akzeptieren, die ihren Selbstschemata widersprechen. Selbstrelevante Stimuli werden besser erinnert und wiedererkannt als vergleichbare Reize, die mit dem Verhalten anderer verbunden sind. Das ist in vielen Studien nachgewiesen worden. Geht es um selbstrelevante Bereiche, so ist man auch zuversichtlich und genau in der Vorhersage, in Attributionen und Schlussfolgerungen. Man lässt sich auch nichts einreden, was nicht in das eigene Selbstkonzept passt. Ein zweiter Wirkungsbereich des Selbst ist die Affektregulation. Typischerweise besteht sie darin, das Selbst gegen negative Gefühlszustände zu schützen. Anlass dazu besteht, wenn Überzeugungsinhalte des Selbst infragegestellt werden. Eine wirksame Gegenmaßnahme ist es dann, sich im momentanen Selbstkonzept aller solcher Tatbestände zu vergewissern, die die infragegestellte Eigenschaft bestätigen. Die bemerkenswerte Stabilität des Selbstkonzepts beruht ja nicht darauf, dass man widersprechende Informationen einfach übergeht, sondern auf Prozessen, die sich damit auseinandersetzen. An der Frage, wie Personen mit negativem Selbstkonzept auf positive Rückmeldungen reagieren, hat man gerne die Tendenzen zur Selbstkonsistenz und zur Selbsterhöhung einander gegenübergestellt. Die Ergebnisse sind nicht eindeutig. Wenn das Selbst nicht bedroht wird, tendiert man im allgemeinen zur Selbsterhöhung. Negative Rückmeldungen werden so verarbeitet, dass ihre Wirkung relativiert und heruntergespielt wird. Tesser (1986) hat eine Theorie der Aufrechterhaltung der Selbstbewertung entworfen. Danach variiert man seine Selbstdefinitionen anhand solcher Aktivitäten, in denen man am besten abschneidet. Man sucht sich Vergleichspartner aus, die die eigene Überlegenheit in einem günstigen Licht erscheinen lassen. Auch Attributionsvoreingenommenheiten kommen zum Vorschein. Bei seinen starken Seiten unterschätzt man Konsensus, d. h. die Zahl jener, die ebenso gut sind. Umgekehrt überschätzt man Konsensus bei seinen Schwächen. Umstritten ist es, wieweit sich Personen dessen bewusst sind, dass sie die Dinge zu sehr zu ihren Gunsten auslesen und Selbsterhöhung betreiben. Im allgemeinen dürfte dies nicht der Fall sein. Nur warum Personen sich dessen nicht bewusst werden, findet unterschiedliche Antworten. Einige Autoren sehen darin eine motivierte Selbsttäuschung, andere Autoren führen es auf den automatischen Verarbeitungsmodus des kognitiven Systems zurück. Neben Informationsverarbeitung und Affektregulation besteht ein dritter Wirkungsbereich des Selbst in seiner motivierenden Funktion. Man kann dem Motivationszustand in einem gegebenen Zeitpunkt die konkrete und situationsspezifisch angeregte Ausprägung einer hochgeneralisierten Wertungsdisposition zugrundelegen. Man kann einen momentanen Motivationszustand aber auch als eine sehr konkrete Zielvorstellung auffassen, die einem Repertoire anreizgeladener Zielzustände entstammt, das für eine gegebene Person in einem gegebenen Zeitpunkt ihrer Entwicklung charakteristisch ist. Solche Zielzustände eigener erhoffter oder befürchteter Selbstverwirklichungen nennt Markus „mögliche Selbst“. Mögliche Selbst sind also antizipierte hoch spezifische Zustände der eigenen Person, die man sich mehr oder weniger bildhaft vorstellt und deren Realisierung man anstrebt oder vermeiden will. Jede Person trägt eine Fülle solcher möglicher Selbst mit sich herum. Mögliche Selbst sind also ein hochindividualisiertes System von „Motiven“ in Gestalt persönlicher Ziele unterschiedlichen Realitätsgrades. Je nach situationsspezifischer Anregung werden einzelne persönliche Selbst aktiviert, die durchaus in Diskrepanz zum momentanen oder realgebundenen Selbstkonzept stehen können. Diese Diskrepanz zwischen verschiedenen Selbstkonzepten ist es, die Verhalten in einer bestimmten Richtung motiviert. Andererseits bilden mögliche Selbst als antizipierte Zielzustände von hohem Anreizgehalt einen

Interpretationsrahmen, innerhalb dessen das momentane Selbstkonzept seine besondere Bedeutungsnuancierung empfängt. Schlenker (1985) schreibt Selbstkonzepten ebenfalls eine motivierende Funktion zu und spricht von gewünschten Selbsten. Eine motivierende Funktion des Selbst haben Wicklund und Gollwitzer (1982) ihrer Theorie der „Symbolischen Selbstergänzung“ zugrundegelegt. Danach haben Personen das Bedürfnis, sich ihrer Umwelt gegenüber durch Selbstdefinitionen zu kennzeichnen, mit denen sie sich vor anderen auszeichnen. Sie fühlen sich erst „vollständig“, wenn diese Attribute von anderen Personen zur Kenntnis genommen und anerkannt werden. Sind sie in der Interaktion mit anderen „unvollständig“ geblieben, unternehmen sie viel, um wieder „vollständig“ zu werden. In einem Experiment hatten die Vpn z. B. einen Aufsatz über eines ihrer Hobbies zu schreiben. Wurden sie darin unterbrochen, so ergriffen sie später in einem anderen Experiment die Gelegenheit, auf das unerledigte Thema zurückzukommen. Sie strebten also im Angesicht des VI nach Vollständigkeit ihrer Selbstdefinition. Diese symbolische Selbstergänzung kann viele Formen annehmen: Man beschreibt sich mehr im Sinne der Selbstdefinition, man versucht andere Leute zu beeinflussen, eine diesbezügliche Meinung zu übernehmen, stellt entsprechende Symbole zur Schau, ist weniger geneigt, Fehler zuzugeben. Angeregt wurde diese Theorie, im Hinblick auf die Attribute seiner Selbstdefinitionen vollständig und nicht unvollständig zu erscheinen, von den Wiederaufnahmestudien der Lewinschülerinnen Ovsiankina (1928), Mahler (1933) und Lissner (1933). Zusammenfassend lässt sich von den neueren Ansätzen zu Selbstkonzepten das folgende sagen. Sie sind das Produkt einer Sozialpsychologie interpersoneller Beziehungen und einer dynamischen Persönlichkeitspsychologie. Gegenüber den früher üblichen Auffassungen des Selbst als Konglomerat einiger überdauernder Persönlichkeitszüge wird die Vielfältigkeit und Änderbarkeit von Repräsentationen des Selbst hervorgehoben. Der handlungsleitende Anreizcharakter von Selbstkonzepten wird betont. Es fehlt aber noch eine durchgehende motivationspsychologische Grammatik, wie sie in der traditionellen Motivationsforschung durch das Erwartungs-Wert-Modell besorgt wird. Die Literatur besteht aus vielen einzelnen Phänomenbereichen mit ihren Minitheorien. Eine Integration aufgrund gemeinsamer theoretischer Konstrukte steht aus. Eine Verbindung mit der traditionellen Motivationsforschung ist noch nicht in Sicht.

### Selbstkonzept-Variablen in der Leistungsmotivationsforschung

Im Vergleich zur Selbstkonzeptforschung sind innerhalb der Leistungsmotivationsforschung Selbstkonzept-Variablen im allgemeinen enger und präziser gefasst worden. Sie ähneln damit dem, was McClelland (1951) und später Markus (1977) als Selbstschemata bezeichnet haben. Sie werden wie Motive als eigenschaftstheoretische Personvariable betrachtet. Sie können Motivgruppen weiter differenzieren, teils sind sie mit einer Motivvariablen korrelativ verschwistert und können diese im Hinblick auf bestimmte Verhaltenskorrelate zu einem gewissen Teil vertreten. Die Einbeziehung des Selbst erfolgte schon früh im Zusammenhang mit Misserfolg. Den Misserfolg blockiert die Handlung, widerlegt Erfolgserwartungen und zieht die kritische Aufmerksamkeit auf sich. Birney, Burdick und Teevan unterscheiden phänomenologisch drei Arten der Misserfolgsschreck und deren zugehörige Abwehrstrategien: 1. Furcht vor Selbstabwertung 2. Furcht vor sozialer Abwertung und 3. Furcht vor nicht-ichbezogenen Folgen. Eine früh eingeführte Variable war die Selbstverantwortlichkeit für eigene Handlungsergebnisse. Meyer

(1969) konnte mit der Variablen Selbstverantwortlichkeit für Erfolg und Misserfolg die Anspruchsniveau-Setzung einigermaßen aufklären.

Selbstkonzept der Begabung und Modell der Anstrengungskalkulation:

Mit dem Aufkommen der Attribuierungstheorie um 1970 ist die Selbstverantwortlichkeit wieder aus dem Variablenrepertoire verschwunden und durch Einschätzungen der Fähigkeits- und Anstrengungsattribuierung ersetzt worden. An die Stelle von Selbstverantwortlichkeit trat das „Selbstkonzept eigener Begabung“. Insbesondere muss das Selbstkonzept der Fähigkeit entscheidend für die subjektive Erfolgswahrscheinlichkeit sein, wenn die Aufgabenschwierigkeit den Vpn in sozialer Bezugsnorm mitgeteilt wird, denn jede Vp muss sich dann aufgrund ihrer Begabungseinschätzung in die Leistungsverteilung der herangezogenen Bezugsgruppe einordnen. Neu war an dieser Überlegung, dass die subjektive Erfolgswahrscheinlichkeit außer von dem Selbstkonzept der Fähigkeit und der wahrgenommenen Aufgabenschwierigkeit auch noch von der Stärke der intendierten Anstrengung abhängen muss. Die intendierte Anstrengung wiederum sollte bei jenem Schwierigkeitsgrad der Aufgabe maximal sein, den man aufgrund seiner Fähigkeitseinschätzung noch gerade bewältigen kann, und bei jenen Schwierigkeitsgraden minimal, die die eigene Fähigkeit restlos über- oder unterfordern. Aufgrund dieses rationalen Erwartungs-mal-Nutzen-Modells von Kukla und eines davon unabhängig von Meyer entwickelten, ähnlichen Modells der Anstrengungskalkulation boten sich beiden Forschern der intendierte Anstrengungsaufwand wie auch andere Parameter der Leistungsmotivationsforschung als abhängige Variablen an.

Aufgabenwahl, Ausdauer und Einholen von Rückmeldungen:

Bei gleichen Aufgaben gehen unterschiedliche Selbstkonzepte der Fähigkeit auch mit unterschiedlichen Erfolgswahrscheinlichkeiten einher. Deshalb muss es auch zu entsprechenden Unterschieden in der Aufgabenwahl und in der Ausdauer im Angesicht von Misserfolg kommen. Stehen Aufgaben zur Wahl, so werden alle Personen die für sie als mittelschwer empfundenen wählen. Diese sind aber verschieden schwer. Denn Personen mit einem Selbstkonzept hoher Fähigkeit wählen normativ schwerere Aufgaben als Personen mit einem Selbstkonzept niedriger Fähigkeit. Was das Aufrechterhalten von Anstrengung und Ausdauer betrifft, so geben Personen mit niedrigem Fähigkeits-Selbstkonzept früher auf als Personen, die sich für befähigt halten. Personen mit einem Selbstkonzept geringer Fähigkeit sollten Situationen aus dem Wege gehen, die ihnen nach der Aufgabenbearbeitung geringe Fähigkeiten bescheinigten. Eine solche Situation ist gegeben, wenn man selbst entscheiden kann, ob man Information über ein erzieltes Leistungsergebnis selber einholt oder nicht einholt.

Selbstbezogene Kognitionen während der Aufgabenbewertung:

Von der Einschätzung der eigenen Fähigkeit muss es auch abhängen, welche Gedanken und Gefühle die Bearbeitung der Aufgabe begleiten und nach deren Beendigung vorherrschen. Solche Gedanken sind aufgabenirrelevant, da sie unmittelbar nichts zur Lösung der Aufgabe beitragen. Wenn sie in Selbstzweifel darüber bestehen, ob man für die anstehende Aufgabe befähigt genug ist, können sie auch eine erhöhte Emotionalität, insbesondere Misserfolgsschmerz auslösen. Eine Studie, die zeigt, dass Personen, die ihre Fähigkeiten gering einschätzen oder misserfolgsorientiert sind, mehr aufgabenirrelevante und leistungsstörende Gedanken haben, wäre die Studie von Shrauger (1972). Shrauger ließ seine Vpn an einer Problemaufgabe entweder allein oder im Angesicht eines Auditoriums arbeiten.

Im letzteren Fall sollte insbesondere in Vpn mit niedrigem Fähigkeits-Selbstkonzept eine Furcht vor Bewertung entstehen und die Leistung beeinträchtigen. In der Tat machten diese Vpn unter den Augen der Zuschauer mehr Fehler als wenn sie für sich arbeiteten. Für Vpn mit hohem Fähigkeits-Selbstkonzept machte es hingegen nichts aus, ob sie für sich allein oder vor Zuschauern arbeiteten. Nur unter Zuschauerbedingung korrelierte das Fähigkeits-Selbstkonzept mit der Zahl der gemachten Fehler. Obwohl selbstbezogene Gedanken nicht erfasst wurden, liegt die Annahme nahe, dass sie es waren, die in der kritischen Bedingung die Leistung beeinträchtigt haben.

Motivgebundenes Selbstkonzept der Fähigkeit:

Die Asymmetrie der Fähigkeitszuschreibung nach Erfolg und Misserfolg legt die Annahme nahe, dass Erfolgsmotivierte sich als begabter erleben, als es die Misserfolgsmotivierten tun. Dabei ist es offen, ob die motivgebundenen Unterschiede im Selbstkonzept der Fähigkeit auch tatsächlichen Begabungsunterschieden entsprechen. Es war längere Zeit umstritten, ob Erfolgsmotivierte ein Selbstkonzept höherer Fähigkeit und Misserfolgsmotivierte eines geringerer Fähigkeit besitzen. Die Frage lief vor allem darauf hinaus, ob die unterschiedlichen Attributionsmuster an Unterschiede der Motive oder an Unterschiede des Fähigkeits-Selbstkonzepts gebunden sind. Bei 8 von 13 einschlägigen Studien fand Meyer eine signifikante Beziehung zwischen Leistungsmotiv und Fähigkeitseinschätzung: Misserfolgsmotivierte schätzen sich für die betreffenden Aufgabentätigkeiten als weniger befähigt ein. Vieles spricht dafür, dass die Motivgebundenheit des Selbstkonzepts der Fähigkeit eine Frage der verwendeten Motivverfahren ist. Verwendet man zur Bestimmung des Misserfolgsmotivs den TAQ (Test Anxiety Questionnaire) oder ein anderes Fragebogeninstrument, so ist Misserfolgsmotivation unter anderem gerade durch geringe Selbsteinschätzung der Fähigkeit definiert. Das ergab sich klar aus den Interkorrelationsstudien von Halisch und Heckhausen. Nur wenn beide Motivationstendenzen mit dem TAT gemessen worden waren, bestanden keine Unterschiede im Fähigkeitskonzept zwischen beiden Motivgruppen.